

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

In welchem Milieu bist Du aufgewachsen, aus welchem Elternhaus stammst Du?

Ich bin in Wilhelmshaven geboren, wo ich auch bis zum jugendlichen Alter aufgewachsen bin. Mit vierzehn kam ich dann allerdings nach Hamburg und verbrachte dort auch die prägende Zeit. In Hamburg habe ich das Gymnasium weiter besucht und auch studiert.

Ich habe lange damit renommiert, dass ich ein Arbeiterkind bin – was aber nicht ganz richtig ist. Es ist richtig, dass mein Vater während der Zeit, in der ich auf dem Gymnasium war und dann auch studiert habe, Facharbeiter gewesen war. Aber eigentlich war er Tischlermeister. Durch die Kriegseinflüsse ist die Familie relativ arm gewesen, wenngleich nicht ganz bildungsfern.



Du warst der erste Student in der Familie?

Ja. Meine Schwester hat sich zwar als Bauzeichnerin selbst ein Architekturstudium erkämpft, aber meine Geschwister haben alle kein Abitur. Ich war der Einzige, weil ich so'n Nachkömmling bin und meine Geschwister da auch ein bisschen mitgeholfen haben. Heute würde ich das als nicht untypisch für meine Generation interpretieren – ich gehöre zur Generation des Sputnikschocks, also zu der langen 68er Generation, die ja von 1957 bis 1975 gerechnet wird. Wir haben enorm davon profitiert, dass während unserer Schulzeit diese Sputnikgeschichte passierte und das allgemeine Erschrecken darüber zu einem Ausbau und einer vernünftigeren Ausstattung der Universitäten führte. Gerade zu dieser Zeit kamen wir an die Universitäten.

Der Sputnikschock als Initialzündung zu einer neuen Bildungsexpansion?

Ja, war es auch. Ich hab mein Studium 1962 begonnen, aber nicht gleich mit Ethnologie. Ich wusste ja gar nicht, dass es so ein Fach überhaupt gab. Ich wusste, dass es so was wie Kunstgeschichte geben musste, oder auch die klassische Archäologie und die Romanistik – das waren dann meine drei Fächer. Romanistik habe ich gewählt, weil ich durch Schüleraustausch eine ziemliche Affinität zu Frankreich hatte.

Ich hab das dann aber bald völlig aufgegeben, weil ich merkte, dass das gar nicht meine Fächer waren, und hab dann erst im zweiten Semester angefangen, genauer das Vorlesungsverzeichnis durchzugucken. Da fiel mir eine Vorlesung auf, die hieß »Australien und Tasmanien«. Ich habe aber Tasmanien mit Polynesien verwechselt, und da ich gerne segelte, bin ich dann in diese Veranstaltung gegangen. Nun hatte das dann gar nichts mit meinen Segelleidenschaften und solchen Dingen zu tun – aber es war trotzdem spannend. Und von da an bin ich so allmählich übergewechselt. Im vierten Semester, also im Wintersemester 63/64, bin ich dann ernsthaft in ein neues Studium eingestiegen...

Warum waren Romanistik und Kunstgeschichte nicht Deine Fächer?

Ich habe früher immer sehr gern gelesen; da ich plötzlich zwangsweise alle Bücher lesen sollte in der Romanistik, wurde mir das zuwider. Ich kann es nicht genauer bestimmen, aber es war eben eher wohl auch dröge... Dieses sehr dröge Auseinandernehmen von Literatur – das lag mir nicht. Ich kann aber schwer bestimmen, woran es genau lag. Literaturtheorie war einfach nicht richtig greifbar für mich. Wahrscheinlich lag das aber auch daran, dass sie das in den Proseminaren nicht besonders gut vermittelt haben.

Spielte denn bei dieser ersten Fächerwahl so etwas wie eine Berufsperspektive eine Rolle?

Ja. Ich hatte mir so was wie »Journalismus« vorgestellt. Glücklicherweise war ich dann allerdings einem echten Journalisten mal in die Finger gekommen. Es gab die Möglichkeit eines Volontariats in einer Presseagentur und er war so'n richtig ausgebuffter Typ. Ich hatte das gleich nach dem Abitur betrieben, war da hingegangen. Er hat mir gleich zu Beginn eine Testfrage gestellt und ich hab dann auch sehr schnell eingesehen, dass er völlig Recht hatte. Er beschrieb eine Szene aus St. Pauli, die ich dann nacherzählen sollte. Und prompt hatte ich das genauso gemacht, wie er das

erwartet hatte; er hatte wohl ein Gespür dafür, dass ich das Entscheidende weglassen und eine ganz banale Geschichte draus machen würde. Sein Urteil war, ganz grob: »Hamburg ist schön. Jung, ich hab das gleich so gesehen, du bist für die Schreiberei nicht so geeignet. Lass das man lieber.« Und das war ein sehr guter Rat.

Haben Deine Eltern unterstützt, dass Du studierst, oder hieß es eher: »Bleib doch bei unseren Leisten!« ?

Nein. Ich erwähnte ja schon, dass ich nicht aus einem bildungsfernen Elternhaus kam. Meine Mutter war sehr ehrgeizig und es war ihr nichts wichtiger, als dass ich studierte. Das wurde also gefördert. Ich musste natürlich viel jobben, denn unsere Finanzsituation war sehr klamm. Ich habe mein Studium zunächst durch vieles Jobben gestützt.

Jetzt sitzt Du in dieser Veranstaltung »Australien und Tasmanien« und erwartest irgendetwas über Segeln – und es ist nicht das, was Du erwartet hast. Irgendetwas scheint Dich aber doch dort zu halten. Was hat dich denn daran fasziniert?

Da war eben plötzlich das analytische Moment, dieses »Sich-Auseinandersetzen« mit den komplizierten australischen Verwandtschaftssystemen... Ich hab das damals nicht alles gleich begriffen, aber es hat mich gereizt.

War das ein Seminar?

Es war eine Vorlesung.

Ich bin damals, im zweiten Semester, aber nicht gleich zur Ethnologie übergewechselt, sondern habe die beiden anderen Fächer intensiv weitergemacht, Kunstgeschichte und Romanistik.

Erst als ich merkte, dass das überhaupt nicht mehr hinlief, wechselte ich zur Ethnologie, die ja damals noch Völkerkunde hieß. Die brachte doch mehr das, was ich mir vorstellte, obwohl es sehr heterogen war.

Ein Teil derer, die damals in Hamburg unterrichteten, waren Kustoden des Museums und als Professor gab es den Erhard Schlesier, der Museum und Lehre in Personalunion führte. Deshalb gab es noch gar keinen Mittelbau, sondern eben die Kustoden, die die Lehre sehr unterschiedlich handhabten.

Wer waren die Kustoden?

Hauptsächlich haben unterrichtet: Herbert Tischner von der Ozeanistik – der leitete die Südseeabteilung, und Wolfgang Haberland. Tischner hat das ganz und gar ethnographisch und auch an Museumsfragen orientiert. Er hat also Bestimmungsübungen und solche Dinge gemacht. Haberland ging es damals darum, uns Leslie White nahe zu bringen. Haberland hatte wohl starke historisch-materialistische Überzeugungen. Er hatte übrigens auch dezidiert antifaschistische Überzeugungen, die er mir gegenüber einmal im Privatgespräch zum Ausdruck gebracht hat. Es ging darum - ich glaube, es war 1965 -, dass ich zu einer DGV-Tagung wollte, und er sagte darauf: »Nee, zu so'ner Tagung geh ich nicht, mit diesen Nazis will ich nichts zu tun haben.«

Ich habe mir zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht viel Gedanken darüber gemacht. Es ist mir dann später bewusst geworden, dass also durchaus bereits in den sechziger Jahren sehr deutliche Abstände zur Nazi-Ethnologie hergestellt worden waren.

Wo hatte denn Wolfgang Haberland seine Ausbildung erhalten?

Haberland war ein reiner Termer-Schüler. Er war in dem, was er machte, auch ganz und gar in Termers Mittelamerikaforschung eingebunden. Er war ganz und gar auf die archäologische Seite konzentriert, genauso wie Termer selbst.

Hamburg hatte damals einen Altamerika-Schwerpunkt. Als dann das eigentliche Völkerkunde-Institut gegründet wurde, gab es ja auch sehr bald eine Abteilung Altamerika. Die wurde dann von Zimmermann geführt. Zimmermann war wohl der eigentliche Lieblingsschüler von Termer.

Die eine Hälfte derer, die im ethnologischen Institut studierte, studierte eigentlich Ethnologie im Hauptfach, die andere Altamerikanistik. Daraus entstammt auch die Bonner-Gruppe, die nun inzwischen langsam in Rente geht, oder gegangen ist: Berthold Riese und Hanns Prem, der sich vorzeitig hat pensionieren lassen. Prem hat sein Haus sehr gut bestellt und das klappt alles gut dort. Dann gab es noch weitere Altamerikanisten, wie etwa Helga Rammow, die Museumsethnologin. Sie hat auch im Hauptfach Altamerikanistik promoviert und dann im zweiten Fach Ethnologie. Sie ist dann ganz und gar eine Museumsfrau geworden.

Als Du dort angefangen hast zu studieren, war bereits Erhard Schlesier dort?

Ja, ja.

Und Termer war nicht mehr da?

Nein. Einmal habe ich Termer noch bei einem Vormittagsvortrag erlebt. Wir waren alle dazu verpflichtet, dort hinzugehen, aber ich hab nicht mehr genau in Erinnerung, was er erzählt hat.

Dich selbst interessierte aber doch eher die Ozeanistik?

Ja. In Hamburg konnte man ja ozeanische Sprachen studieren, was hieß, dass man einerseits Indonesisch lernte und andererseits eine weitere - in meinem Fall polynesisch - Sprache. Das wurde aber mehr schlecht als recht vermittelt. Ich habe das ziemlich lange betrieben, sieben oder acht Semester, aber mit nicht übermäßig hohem Erfolg. Dann habe ich das wieder abgewählt.

Welche Sprachen waren das?

Zum Einen eben Indonesisch. Da gab es eine Lektorin, so dass man da ein bisschen intensiver ran kam. Dann auch Samoanisch ... ich habe ja später auch meine Dissertation geschrieben, die sich mit Samoa beschäftigt hat. Weil sie dort aber sehr veraltete Sprachtheorie anboten, bin ich sogar ein oder zwei Semester lang zu den Linguisten gegangen, wo man sich mit ganz anderen Sachen - etwa mit Chomsky - beschäftigte. Das fand ich ganz spannend, habe es aber dann auch nicht intensiv betrieben.

Ich habe dann Soziologie als zweites Nebenfach genommen, weil uns Schlesier so ganz still auf seine Weise in Richtung Social Anthropology lenkte. Das machte er eigentlich sehr dezent. Er hat uns immer alles in der Methodikvorlesung entfaltet, alles als gleichberechtigt nebeneinander gestellt. Aber im Grunde hatte er wenig Neigung zur amerikanischen Richtung, zur Cultural Anthropology. Wir haben uns bei ihm mit den damals aktuellen Diskussionen auseinandergesetzt, etwa der Gluckman-Schule.

Mein Kommilitone Ivo Strecker ist deshalb ja an die London School of Economics, die LSE, gegangen und hat dann auch in London, unter anderem bei Raymond Firth, studiert.

Du sagtest, Schlesier habe alles gleichberechtigt unterrichtet – gehörten da auch deutsche Traditionen mit hinein?

Ja, ja. Er hat ausführlich die Kulturkreislehre behandelt, etwa im Methodikseminar, ohne sich dezidiert davon zu distanzieren – obwohl die Distanz bei ihm immer spürbar war. Es war damals ja sogar in Wien mit Haeckel so, dass man sich davon distanzierte. Was die damals bestehenden innerdeutschen Kontroversen betraf - Mühlmann versus Frankfurt -, hat Schlesier doch sehr deutlich für Mühlmann Position ergriffen. Er hat uns Adolf E. Jensen, wie ich denke, sogar ein bisschen vergröbernd, vereinfachend dargestellt – und dann eben Mühlmanns Position dagegen gestellt.

Diese deutschen Debatten wurden also auch in der Lehre vermittelt?

Ja, zumindest was Schlesier anging. Bei Fischer später war es etwas anders.

Wie lange war Schlesier in Hamburg?

Ich glaube, bis zum Winter 66/67.

Ich hab dann aber in Hamburg noch weiter bei Fischer studiert. Dazwischen gab es durch den Weggang von Schlesier aber eine Interimsphase, in der wir uns mit einem autonomen, also von uns selbst organisierten, Seminar der »Kritischen Universität« angeschlossen haben. Das habe ich - quasi als Sprecher - organisiert, wohl weil ich etwas früher politisiert war als die meisten anderen Studenten.

Wir wussten ja nach Schlesiers Fortgang im Grunde nicht genau, wer sein Nachfolger würde. Dann ist Fischer gekommen und wir Studenten hatten uns überlegt, unser quasi autonomes Seminar in die »Kritische Universität«, wie sie sich nannte, zu überführen. »Kritische Universität« klingt heute ein bisschen sehr hochgestochen und sehr großartig etikettiert – im Verhältnis zu dem, was es denn tatsächlich war.

Als Thema hatten wir uns etwas gewählt, was auch ausgerechnet bei Rüdiger Schott in Münster und seinem damaligen Assistenten, Ulrich Köhler, betrieben wurde, nämlich Angewandte Ethnologie. Wir wollten das im Sinne des Vicos-Projektes in Peru betreiben und wir haben uns dann ganz naiv und fröhlich an Schott gewandt. Ich fragte an, ob er uns nicht mit Literatur helfen könnte, da uns Angewandte Ethnologie interessieren würde, es aber bei uns bisher nicht gemacht worden wäre.

Ich erinnere mich sehr gut an seine Reaktion, deswegen erzähle ich das so ausführlich. Da wir uns gleichzeitig mit dem Etikett »Kritische Universität« versahen, fühlte er sich wohl gleichzeitig angegriffen und hat so reagiert, dass er meinen Brief durch Studierende in Münster beantworten ließ, die sich darüber mokierten, dass wir, die wir uns »Kritische Universität« nannten, ausgerechnet bei einem der Ordinarien Auskunft holten. Köhler hat uns dann aber die entsprechenden Literaturangaben gesendet.

Wir haben das dann durchgezogen... Sicherlich war das für Fischer ein bisschen schwierig, dass er zu uns kam und die Studis ihre eigenen Sachen machten. Ich glaube, das hat ihm den Anfang etwas erschwert.

Was war denn damals Dein Anspruch an die Kritische Universität?

Eigentlich nur, dass auch die Anwendung zur Ethnologie gehören müsse – was bislang aber nicht einbezogen worden war. Schlesier hatte sich immer sehr zurückhaltend gegenüber der Angewandten Ethnologie verhalten.

Er hat zwar nach seinen Feldforschungen auch einen Aufsatz über die Verpflichtungen eines Ethnologen geschrieben, aber der ist sehr allgemein. Eigentlich hat er uns Ethnologie immer auf der theoretischen-methodischen und auch auf der ethnographischen Ebene nahe gebracht – nicht auf der Anwendungsebene.

Was war Dein Verständnis von Angewandter Ethnologie?

Es war durchaus - wollte man es formal fassen - eine theoriegeleitete Entwicklungsethnologie. Für uns war die theoretische Beschäftigung mit dem Vicos-Projekt die Grundlage. Es ging darum, eine Situation zunächst zu beforschen und sich wirklich intensiv damit wie ein normaler Ethnograph auseinanderzusetzen, um Situationen, die man dann als ungerecht empfand, zu verbessern. Und das war für uns so der Ansatz von angewandter Ethnologie.

Das Vicos Projekt hat, glaube ich, schon in den fünfziger Jahren begonnen. Es wurde von einem Team unter der Leitung von - wenn ich das richtig erinnere - Allan R. Holmberg durchgeführt und es wurde von der Cornell-Universität oder einer der anderen großen US-amerikanischen Universitäten gesponsert. Dem Team war so viel Geld zur Verfügung gestellt worden, dass sie im Hochland von Peru eine ganze Hazienda aufkaufen konnten, die mehrere Dörfer umfasste. Man gab mehreren kleinen indianischen Gemeinden ihr Land zurück, um zu sehen, was dann geschehen würde, und begleitete diesen Prozess forschend. Ich finde es auch heute noch durchaus anerkennenswert, was die gemacht haben. Man wollte wissen, was die Indianer daraus machen, wenn sie von dem Druck befreit sind, für einen abwesenden Besitzer arbeiten zu müssen.

Kommen wir noch mal auf diesen Wechsel von Schlesier zu Fischer. Was hat sich denn mit Fischers Berufung verändert – zum Beispiel in der Lehre oder in der theoretischen und methodologischen Ausrichtung?

Also von meinem Eindruck her, der vielleicht nicht ganz richtig ist, war es eine stärkere Betonung des Ethnographischen und des Feldforschungsgedankens; das war ja noch keineswegs so selbstverständlich, wie das dann ein Jahrzehnt später war. Das haben wir dann auch in Göttingen - wo ich ja später Schlesiers Assistent gewesen bin - sehr intensiviert. Ich glaube, dieser Gedanke wurde durch Fischer angestoßen.

Sonst hat Fischer mich auch stärker bei meiner Dissertation beeinflusst. Er hatte seine Habilschrift über Seelenvorstellungen verfasst und dabei den Begriff »Seele«, wie er in der Ethnologie verwendet wird, problematisiert. Ich hatte meine Dissertation zunächst mit einer vagen Vorstellung von Spieltheorien begonnen und dabei gemerkt, dass der Begriff »Spiel« in der Ethnologie auf höchst problematische Weise verwendet wurde. Mit einer gewissen Orientierung an Fischers Habilschrift, allerdings dann auf ganz andere Weise als er, habe ich dann eine mir heute nicht mehr behagliche Dissertation geschrieben, die aber damals das spiegelte, was unsere Theoriediskussionen ausmachte.

Was war denn Dein Material für die Dissertation?

Mein Material waren alle mir zugänglichen Texte und Berichte über die Kultur der Samoaner sowie eine Reihe mir besonders relevant erscheinende theoretische Arbeiten über das Spiel aus der Ethnologie, der Pädagogik, der Kulturgeschichte und der Sozialpsychologie. Die Berichte über die Kultur der Samoaner holte ich mir zum Teil auch aus unpublizierten Quellen in Missionsarchiven.

Damals war es noch nicht üblich, dass man für eine Promotion selber ins Feld ging?

Eher selten. Wir konnten - das hat sicherlich mit eine große Rolle gespielt - unmittelbar, also grundständig, promovieren. Wir konnten zwar den Magister machen, mussten es aber nicht. Und die meisten, die dann sozusagen „durchgekommen“ sind, haben das auch gelassen. Das wäre auch töricht gewesen, weil der Magister gerade erst eingeführt worden war und noch einen grundschlechten Ruf hatte.

Interview vom 24.03.2008, durchgeführt in der Tübinger Privatwohnung von Volker Harms (Freigabe durch V. Harms am 02.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Viele Professoren machten es so, dass sie, quasi ihre faulen Kunden, mit einem Magister abspeisten. Das konnte man an der Notenvergabe ablesen: in Hamburg wurden die Zeugnisse ja öffentlich ausgehängt. Bei den Magisterzeugnissen hieß es dann immer: befriedigend, ausreichend, ausreichend, befriedigend. Auf der anderen Seite hingen die Promotionszeugnisse, und bei denen stand immer: gut, sehr gut, sehr gut, gut, ab und zu sogar: ausgezeichnet. Es war daher ganz deutlich, dass man mit einem Magister schlechter fuhr.

Interessanterweise haben mehr Mädchen den Magister gemacht, deswegen gibt es bei den Ethnologen meiner Generation einen scheinbaren Überhang an Männern. Tatsächlich waren wir damals eigentlich ungefähr fünfzig/fünfzig.

Wie viele Studierende gab es in Deiner Kohorte?

Den Kernbestand wird man so mit rund zwanzig Hauptfächlern ansetzen können. Nebenfächler gab es nicht wenige, weil wohl die Geographen dazu verpflichtet waren, die Vorlesungen zumindest zu besuchen. In den Vorlesungen saßen - nach meiner Erinnerung - eher so sechzig bis siebzig Leute im Hörsaal. Von denen kam aber dann keiner mehr zu den Seminaren. In den Seminaren waren, wenn sie sehr gut besucht waren, zwischen zwölf und fünfzehn Studenten.

Im Kolloquium saßen die eigentlichen Ethnologen und die Altamerikanisten gemeinsam – die waren ja dazu verpflichtet, Ethnologie im Nebenfach zu studieren. Dort saßen dann um die zwanzig Studenten.

Du hast 1969 in Hamburg promoviert. Was für eine Aussicht hatte ein junger Student damit? War es für Dich klar, dass Du im Fach verbleiben könntest?

Es war bei mir fast klar. Von heute aus betrachtet hatten wir ja ganz gute Aussichten. Diese 20er Kohorte, die wir gerade angesprochen haben, hat sich nach meiner Einschätzung ungefähr - ich kann das jetzt nicht in ganz exakte Zahlen fassen - folgendermaßen auseinander gefädelt. Zehn sind - wenn man so will - akademisch auf der Strecke geblieben, vor allem Mädchen, die ihren Magister gemacht hatten und dann Lehrerinnen wurden. Das war möglich in Hamburg, das war eine Besonderheit. Man konnte Völkerkunde als Wahlpflichtfach für das Lehrerstudium wählen und die Magisterarbeit zählte dann als Staatsexamensarbeit.

Die anderen zehn haben promoviert und von denen sind dann circa fünf ziemlich bald auch in die Wissenschaft gekommen, etliche davon ans Museum. Rüdiger Vossen hat als erster promoviert, er ist zum Beispiel gleich unmittelbar ans Museum gegangen. Auch Frau Rammow ist kurz nach ihrer Promotion ans Museum, später dann auf die Assistentenstelle für die Völkerkunde. Danach ist sie dann endgültig ans Museum. Kurz nach mir hat Wulf Lohse promoviert, der dann auch ans Museum gegangen ist.

Wilhelm Seidensticker hat parallel zu mir promoviert. Der ist dann, nach einigem „Sich-durchhangeln“ mit Projektgeschichten nach Afrika gegangen. Er wurde Professor in Nordnigeria. Ivo Strecker hat kurz nach mir promoviert; er hat ja sehr viel intensiver Feldforschung betrieben und ist später in Mainz gelandet. Er pendelte immer zwischen Großbritannien und Göttingen, er hat aber sowohl die Promotion als auch die Habilitation in Göttingen durchgezogen.

An der Universität sind aus dieser Kohorte eigentlich nur Ivo und ich gelandet. Aber auch bei mir ging das hin und her, zwischen Uni und Museum-Uni. Henning Hohnschopp war zwar nie am Völkerkundemuseum gewesen, er hat aber eine andere Museumslaufbahn eingeschlagen. Ein weiterer Kommilitone ist im Verlagswesen untergekommen.

Für diese Zeit kann man also nicht davon sprechen, dass Ethnologie eine brotlose Kunst gewesen wäre.

Überhaupt nicht. Wenn ich die Assi-Stelle nicht bekommen hätte, hätte ich auch Lehrer werden können. Ich hatte mich damals vorsichtshalber schon mal kundig gemacht, da ich ja ganze vier Semester vergleichende Erziehungswissenschaft studiert hatte... Damals griffen sie Jeden, der Lesen und Schreiben konnte und bereit war, Lehrer zu werden. Auf jeden Fall hätte ich das Lehrerexamen nachgeworfen bekommen, ich hätte nur noch zwei Semester weiter zu studieren brauchen. Das Examen hatte ich praktisch mit der Prüfung bei einem Pädagogikprofessor, der sonst ja auch die Staatsexamina abnahm, abgelegt. Ich wäre dann derjenige Lehrer mit der besten Note und der schlechtesten Ausbildung gewesen, den sie auf die Kinder losgelassen hätten.

Das war die Sondersituation Ende der sechziger Jahre, die sich wiederum Mitte der siebziger Jahre schon total gewandelt hatte. Auch die Anderen sind alle untergekommen. Wir hatten überhaupt keine Zukunftsangst damals.

Deine Ausbildung bis zur Promotion 1969 hast Du in Hamburg gemacht. Was hattest Du damals von den anderen Instituten in Deutschland mitbekommen? Was bekam man da als junger Student oder als Promovierender von den anderen Instituten oder dem Fach als Ganzem mit?

Wir wurden vor allem durch Frau Rammow, die eine Zeitlang ja die Assistentenstelle inne hatte, an die DGV-Tagungen herangeführt. Meine erste DGV-Tagung in Wien, die von 1965, hat mich enorm beeindruckt. Damals war ich im vierten

Semester. Ich habe noch eine tolle Szene in Erinnerung: C. A. Schmitz - der damals gerade die Professur in Frankfurt übernommen hatte - hielt einen Vortrag, von dem ich nicht viel verstanden habe. Aber es gab eine phantastische Szene; als er diesen Vortrag beendet hatte, sprang Mühlmann auf und kommentierte den Vortrag, was auf ganz lebhaft Weise endete: »Also ich muss sie jetzt als Bruder in Apoll in die Arme nehmen.« Schmitz hatte damals ja gewissermaßen die Kulturmorphologie in Frankfurt abgeschafft, er hatte den »Paideuma«-Titel in den »Beiträgen zur Kulturkunde« gestrichen und wohl auch in diesem Vortrag den Gedanken von Frobenius und Jensen abgeschworen. Das hatte ich damals zwar nicht insgesamt begriffen, aber die Szene hat sich mir sehr eingeprägt.

Meine nächste Tagung, 1967 in St. Augustin, war eine ganze Ecke lebhafter. Damals gab sich die DGV eine neue Satzung, und wir als Studenten hatten uns bereits kräftig eingemischt. Wir haben dafür gesorgt, dass die Studierenden nun auch Mitglieder sein und an den Vollversammlungen teilnehmen konnten. Das hatte dann auch Auswirkungen auf die Tagung 1969 in Göttingen, die ja eine traumatische Geschichte für das Fach geworden ist. Ich selbst befand mich 1969 gewissermaßen zwischen den Stühlen. Als Assistent in Göttingen musste ich die Tagung mittragen. Das war ein bisschen kompliziert, ein bisschen anstrengend. Aber über den Besuch der Tagungen bekam man durchaus etwas über die Gesamtethnologie mit; man lernte zumindest die Leute kennen, man wusste, wer wo unterrichtete.

Kannst Du mir die Göttinger Tagung 1969 aus Deiner Sicht schildern?

Ich könnte es versuchen, zusammenzufassen, weil es ein sehr komplexes Geschehen war. Auf der Tagung 2001, wieder in Göttingen, wurde das damalige Geschehen aufgearbeitet. Ja, und das Interessante war, dass da, 2001, wir ja wieder als die Kombattanten von 1969 zusammen gekommen sind. Georg Elwert lebte 2001 ja noch, er war 1969 als jüngerer Student sehr aktiv. Auch die Heidelberger Studenten waren 1969 überaus aktiv. Sie hatten das Ganze im Grunde als Anlass dazu genommen, die für sie veraltete Ethnologie aufzumischen. Das hat seine Kreise gezogen. Für meine ziemlich komplizierte Position hatte ich zufällig einen Bündnispartner in Georg Grünberg aus Wien gefunden. Er war wie ich gerade Wissenschaftlicher Assistent in Bern geworden und stand wie ich auf der Seite der rebellierenden Studenten und damit saßen wir beide zwischen den Stühlen.

Wir waren eine Zeitlang ziemlich eng befreundet, haben aber jetzt keinen Kontakt mehr. Grünberg lebt jetzt weitgehend in Mittelamerika. Wir hatten eine ähnliche Position auf der Tagung, nämlich sowohl auf Seiten der Studierenden zu sein, als auch gleichzeitig zu versuchen, zwischen den Fronten zu vermitteln. Das war natürlich eine ganz bescheuerte Sache, weil man damals zwischen Rüdiger Schott und Georg Elwert gar nicht vermitteln konnte. Das war eigentlich ein absurdes Vorhaben.

Für mich war das deswegen auch ganz schwer. Ich kann das auch jetzt kaum nüchtern beschreiben, weil ich da mittendrin war und mir viel zu viel aufgehalst habe. Es war nicht wirklich möglich, zwischen den Positionen zu vermitteln und sich gleichzeitig dafür verantwortlich zu fühlen, dass der Kongress trotzdem irgendwie weiter funktionieren sollte.

Wie sahen diese Vermittlungsversuche denn praktisch aus?

Es gab ja immer wieder Vollversammlungen und Veranstaltungen, die von den Studierenden in gewisser Weise gesprengt wurden. Dieses „Sprengen“ wurden dann zum Anlass dazu, die Positionen miteinander auszutauschen, die ausgehandelt werden sollten.

Schließlich kulminierte das Ganze auf der Mitgliederversammlung, bei der die Studierenden das Recht hatten teilzunehmen, weil sie ja dank unserer '67er-Intervention Mitglieder waren. Wie es dann zum Eklat gekommen war, darüber gibt es unterschiedliche Versionen. Man kann sie sicherlich heute sogar noch schriftlich einigermaßen objektivierend rekonstruieren, einfach weil damals vieles davon in der Ortspresse berichtet worden ist. Das könnte man aus den Archiven holen. Meine Erinnerung daran ist folgende: Herr Becher, damals Kustos der Völkerkunde in Hannover, habe den Krach mit einer Bemerkung ausgelöst, die - so habe ich sie in Erinnerung - lautete: »Wir können keine Resolution gegen die brasilianische Indianerpolitik verabschieden, weil wir dabei die brasilianische Regierung angreifen. Wir machen da ja Feldforschungen und die wollen wir auch weitermachen und wir würden dadurch zu *Personae non gratae*.« Sinngemäß, nicht wörtlich. Uli Braukämper hat 2001 sozusagen die blasse Version davon dargestellt, und die ging wie folgt: Becher habe gesagt, »Ich war ja selbst in Brasilien, habe dort Feldforschung gemacht und ich habe dort nichts von den Gräueln gegen die Indianer gesehen.«

Ich weiß noch genau, dass sich dann Georg Elwert vorne an das Rednerpult hängte und sagte: »Das können wir nicht ertragen. Das was der Herr Becher gesagt hat, ist derartig unmöglich, er muss den Raum verlassen.« Und das wurde dann auch erzwungen, es fand eine Abstimmung darüber statt. Das Ergebnis war durch die vielen Studierenden und einige Andere, wie Christian Sigrist, Georg Grünberg und mich zu dem Ergebnis gekommen, dass die Professoren in die Minderheit gerieten und dann eben ihrerseits wütend den Raum verließen. In dieser Situation versuchte ich beispielsweise zu vermitteln. Ich habe noch eine Szene in Erinnerung, wo der damalige Ordinarius in Berlin, der Wolfgang Rudolph und ich uns gegenseitig unsere Arbeiterherkunft - als Ehre, sozusagen als Adelstitel - um die Ohren

gehauen haben. Rudolph meinte: »Ihr habt überhaupt keine Ahnung, ich komme aus dem Wedding, bin ein Arbeiterkind, ich weiß was Sozialismus bedeutet. Was ihr da hochschreit!« Und ich habe entgegnet: »Ich bin genau so'n Arbeiterkind.« Aus heutiger Sicht klingt das natürlich ziemlich seltsam. Wir haben uns dann später aber wunderbar verstanden und positiv miteinander korrespondiert. Aber das ist ein typisches Beispiel dafür, wie man völlig emotionalisiert das Ganze in Stücke schlägt.

Das hat dann auch die DGV richtiggehend paralyisiert. Wir haben sechs Jahre bis 1975 in Coburg gebraucht, bis wir wieder eine relative Normalität hergestellt haben. Es gab zwar zwischendurch immer wieder Versuche – so 1971 in Heidelberg, wo E.W. Müller ein Treffen einberief. Das war aber einfach nur ein Gespräch darüber, wie es denn nun irgendwie weitergehen könne mit der DGV. Müller fühlte sich irgendwie verantwortlich. Auf jeden Fall ging das Heidelberger Treffen so aus wie das Hornberger Schießen.

1973 gab es noch eine Initiative aus Bremen, die die Professoren mit Ausnahme von Hans Fischer boykottiert haben. Da ist mir noch eine weitere typische Situation in Erinnerung. Der gute Müller hatte die naive Idee, dass ausgerechnet die Beiden, die sich zwischen den verschiedenen Fronten zerrieben hatten - das waren ich in Göttingen und Hansi Spielmann in Heidelberg - sich zur Wahl für den Vorsitz der DGV stellen sollten. Er dachte wohl, wir wären dazu geeignet, weil wir versuchten, mit allen irgendwie in Korrespondenz zu bleiben. Diese Idee war wohl auch schon zu den Professoren vorgedrungen. Schlesier hatte mich darauf angesprochen, mit den Worten: »Ich habe gehört, dass Müller diesen Vorschlag gemacht hat. Ich will Sie nur drauf aufmerksam machen - ich will Sie nicht weiter beeinflussen -, aber wenn das geschieht, dann werden wir die DGV verlassen und eine eigene wissenschaftliche Gesellschaft gründen.« Das haben wir, Hansi Spielmann und ich, dann untereinander besprochen und selbstverständlich Müllers Vorschlag verworfen. Schließlich ist dann Hans Fischer zum neuen Vorsitzenden der DGV gewählt worden; es hatte eine Rumpf-Mitgliederversammlung gegeben. Die Professoren, die die Tagung boykottiert hatten, haben dann aber nach meinem Eindruck ihre Probleme und Interessen ohne Beachtung dieses Wahlergebnisses und damit der DGV per Telefon unter sich ausgehandelt.

Gab es denn Zeiten, in denen die DGV überhaupt einmal eine starke Führung hatte? Manchmal hat man ja eher den Eindruck, dass immer irgendjemand zum Jagen getragen werden muss.

Nach meiner Einschätzung hat Eike Haberland 1975 sehr ernsthaft die Führung angestrebt. Er glaubte wohl auch, damit etwas für sich selbst auch voranbringen zu können. Er hatte ja immer den Anspruch, aus seinem Frobenius-Institut ein Max-Planck-Institut zu machen. Das ist ihm zwar nicht gelungen, aber es war wohl Teil seiner Strategie. Haberland hat dann ja auch die Tagung 1977 in Bad Homburg organisiert – man hat damals wieder nicht, wie auch schon 1975 in Coburg, an einer Universität organisiert, sondern außerhalb.

Viele innerhalb der DGV waren durch '69 auf lange Zeit paralyisiert. Auf der Tagung 1985 in Lübeck hatten Rüdiger Vossen und ich - es war damals die Zeit der Nachrüstung und der Pershing-Stationierung - eine Friedensresolution eingebracht, die schon in unserer Parallel-dgv, der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, verabschiedet worden war. Auch wir bekamen die Resolution durch, aber es ging - wie die Erfahrung dann hinterher zeigte - nur ganz, ganz mühsam. Wir waren damals in Friedenszirkeln organisiert und fühlten uns verantwortlich für den Weltfrieden. Ich hatte den Antrag eingebracht und daraufhin hat Günther Schlee den Antrag gestellt auf Nichtbefassung. Sein Antrag wurde dann auch zur Abstimmung gestellt, von Rolf Herzog, der damals den Vorsitz führte. Es war deutlich, dass die Mehrheit der Anwesenden für eine Befassung unseres Antrages war. Aber Herzog guckte nur kurz und sagte: »Ich sehe, das ist die Minderheit.«

Ich bin dann vorsichtig aufgestanden und sagte: »Herr Herzog, ich hab das anders gesehen, könnte man das bitte zählen?« Herzog lief knallrot an und entgegnete: »In Göttingen haben Sie schon den Kongress gesprengt, jetzt sprengen Sie ihn wieder, das lasse ich mir nicht bieten, ich schließe die Versammlung!« Dann rannte er raus. Daraufhin übernahm Frau Rammow als 2. Vorsitzende und eröffnete die Versammlung erneut. Wir haben unseren Antrag dann auch verabschiedet. Das Ganze ist aber eine sehr typische Situation für die Verhärtung der Fronten, auch noch immerhin sechzehn Jahre nach 1969. Aber damit endete das nicht.

Auf der Tagung in München, 1991, gab es wieder einen Anlass dazu, sich politisch zu äußern, und zwar gegen den Rassismus, in dessen Gefolge die Anschläge von Mölln und Rostock-Lichtenhagen stattfanden. Die Ethik-AG der DGV, insbesondere Hermann Amborn und ich, wollten eine Resolution verabschieden lassen, die sich gegen Fremdenhass aussprach. Da wir aber durch die früheren Tagungen gebrannte Kinder waren, haben wir Uli Braukämper damit beauftragt. Uli ist groß, blond, blauäugig, aber sehr engagiert in solchen Sachen. Er schien der Richtige für die Antragstellung zu sein. Uli trug den Antrag auch vor und er kam durch. Aber Uli war damals Assistent bei Haberland, und der hatte erfahren, dass der Antrag eigentlich von Harms kam. Auf jeden Fall kam Haberland - was er sonst nie machte - am nächsten Tag in die Gruppe der Museumsethnologen, in der ich aktiv war. Ich hatte gerade das Wort zur Thematik der Resolution ergriffen, da stand Haberland auf und sagte: »Herr Harms, '69 in Göttingen haben Sie schon besser provoziert.« Daraufhin verließ er den Raum. All das macht deutlich, wie lange die '69er Tagung bei Haberland und anderen nachwirkte.

Du bist einer der wenigen Kollegen, die sich sowohl in der Museumsethnologie als auch der universitären Ethnologie bewegt haben.

Mein beruflicher Werdegang zwischen Museum und Uni hängt auch von historischen Zufällen und Zeitläufen ab, die man nicht völlig beeinflussen kann. Einiges hängt auch indirekt mit meinem Mittun an der Göttinger Tagung zusammen, die sich für mich ziemlich existenziell ausgewirkt hat.

Ich hatte einige Zeit nach Antritt meiner Assistentenstelle ein größeres Forschungsprojekt vor, eine Kritik der Kultur- und Persönlichkeitsforschung, und zwar in gewisser Weise so, wie das zehn Jahre später Freeman ganz speziell an Margaret Mead und Samoa entwickelt hat. Bereits in meiner Dissertation gibt es einen Kapitelteil, in dem ich mich sehr energisch mit Meads oberflächlicher Ethnographie und schlechter Quellenkenntnis auseinandersetze. Es war ja in der Tat nichts wirklich Neues, was Freeman 1983 gemacht hat. Ich kam ja auf ganz andere Ergebnisse als die, die Mead als gesicherte ethnographische publiziert hatte. Das war der eigentliche Ausgangspunkt meines Vorhabens, in dem ich allerdings eine allgemeinere Kritik der Kultur- und Persönlichkeitsforschung durchführen wollte, die über das bloße Feststellen ethnographischer Schwächen deutlich hinausgehen sollte.

Nach einem Jahr schreckte ich dann aber von dem Unternehmen zurück, weil mir zu viel Psychoanalyse und psychoanalytische Theorie hinein kam und ich mir nicht zutraute, das voll aufzuarbeiten. Ich habe mich innerlich von dem Vorhaben entfernt und wurde dann wieder stärker durch die Pädagogik beeinflusst, und zwar durch ein Projekt, das sich über mehr als drei Jahre von 1973 bis 1976 erstreckte. Das Projekt habe ich mit einem Pädagogikkollegen, der später dann Professor in Bremen wurde und inzwischen pensioniert ist, betrieben. Es ging um soziale Vorurteile gegenüber Fremden bei Kindern im Grundschul- und im Vorschulalter hier bei uns in Deutschland. Wir haben das Projekt in Göttingen gemacht und damit sogar einen Preis gewonnen. Aber dadurch war ich quasi gut drei Jahre lang aus der Ethnologie raus.

Formal war ich allerdings Assistent bei Schlesier in Göttingen. Schlesier war sehr, sehr großzügig. Er hat mich nie irgendwie gegängelt oder gesagt: »Jetzt müssen Sie mal das machen und mal das machen.« Er hatte einen sehr, sehr distanzierten und großzügigen Stil. Natürlich habe ich auch während des Pädagogikprojektes meine Lehrveranstaltungen in der Ethnologie gemacht, habe sogar die Einführung der Feldforschungspraktika in Göttingen betrieben. Aus dieser Zeit stammt auch ein Aufsatz von mir über forschendes Lernen in der Ethnologie. Das hat Schlesier wohl genügt; aber innerlich bin ich doch weniger am allgemeinen ethnologischen Geschehen beteiligt gewesen, sondern eben vielmehr an unsrem Pädagogikprojekt und in der Pädagogik allgemein. So gingen die Jahre ins Land, und nach diesem Projekt schloss sich ein weiteres Projekt an, das noch sehr viel stärker in der Pädagogik lag. Das Stipendium bei der DFG für eine Fortsetzung dieses Projektes musste über die Ethnologie beantragt werden, es wurde von einem Soziologen, einem Pädagogen und einem Ethnologen begutachtet. Der Soziologe und der Pädagoge haben positiv begutachtet und der Ethnologe negativ begutachtet. So wurde auch aus diesem Projekt nichts.

Mein befristeter Vertrag in Göttingen lief Anfang 1978, nach acht Jahren, aus. Dann wechselte ich nach Bremen ans Überseemuseum, und zwar einfach deshalb, weil ich einen Job brauchte. Von der Pädagogik her war ich qualifiziert, und so habe ich dann am Überseemuseum die Museumspädagogik organisiert und dabei eine Ausstellung zum Jahr des Kindes in der Dritten Welt konzipiert. Das wurde dann eine Wanderausstellung, die vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) finanziert worden war.

Meine Stelle in Bremen war auf zweieinhalb Jahre angesetzt gewesen. Sie sollte zwar ursprünglich entfristet werden, aber Bremen war damals so pleite, dass dies nicht geschah.

War die Museumsstelle in Bremen denn explizit für einen Ethnologen ausgeschrieben gewesen?

Ja. Zunächst war es eine Volontärstelle, die dann aber in die Stelle eines Wissenschaftlichen Angestellten umgewandelt wurde. Man hatte wohl von Beginn an den Hintergedanken, dass der Volontär auch Museumspädagogik machen sollte. Ursprünglich war das Überseemuseum das Städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde; diese drei Abteilungen gibt es heute noch immer. Durch den damaligen Direktor, Herbert Ganslmayr, der ja auch Ethnologe war, bekam es aber eine stärker ethnologische Färbung. Ich hatte mich stärker auf Fragen der Dritten Welt und der Ethnologie konzentriert und dazu Konzepte für die Museumspädagogik entwickelt. Es war gut, dass ich die Stelle hatte. Danach bekam ich dann die Stelle in Tübingen.

Eigentlich muss ich sehr froh sein über meine Berufslaufbahn. Ich war insgesamt nur einen Tag und einen Monat arbeitslos, im August/September 1980, zwischen einer ABM-Stelle und dem Beginn meines neuen Vertrages in Tübingen, wo ich eine akademische Ratstelle antrat.

Blieben wir noch mal kurz bei Bremen. War das Deine erste Tätigkeit in einem Museum?

Ja. Allerdings hatte ich aus allgemeinem Interesse an der Verbindung von Pädagogik und Ethnologie auch schon in

Göttingen begonnen, Veranstaltungen zur Museumspädagogik zu halten.

War es schwierig gewesen, Dich - aus der lehrenden und forschenden Arbeit kommend - an die Umsetzung der Inhalte im Museum zu machen?

Eigentlich nicht. Einerseits hatte ich mich schon früh damit theoretisch auseinandergesetzt. Etwa in dem vorhin erwähnten Artikel über forschendes Lernen, in dem ich neben den Feldforschungsprojekten auch ein Ausstellungsprojekt konzipierte. Aber diese Verbindung von Ethnologie und Museum, der Schlesier wohlwollend gegenüber stand, verblieb in Göttingen auf der theoretischen Ebene. Ich habe das nicht aktiv umgesetzt. Ich habe also in Göttingen kein Ausstellungsprojekt etwa mit Studenten begonnen, sondern eben eine Vorlesung über Museumsethnologie gehalten und ein Seminar über Museumspädagogik angeboten.

Worin bestand denn die Herausforderung, dies nun in Bremen in der Praxis umzusetzen?

Die Praxiserfahrung hatte ich ja bereits durch dieses pädagogische Projekt. Ich hatte dort ja direkt in der Grundschule und auch in der Vorschule unterrichtet. Dazu gehörte es auch, Materialien zu entwerfen. Ich habe zwei Diaserien im FWU-Verleih (der damals und wohl immer noch alle Audiovisuellen Medien bereitstellt, die im Schulunterricht Verwendung finden) und einen Film konzipiert. Der Film wurde dann von Filmemachern ohne mich vor Ort gedreht, aber ich habe ihn dann nachher geschnitten und auch den Kommentar geschrieben. Das lief aber nicht unter meinem Namen, sondern unter dem des Projektleiters, Rudolf Schmitt, sonst wäre es aus politischen Gründen nicht vom Direktor des FWU-Verleihs akzeptiert worden. Und das war meine Praxis und die Basis dafür, um in Bremen die Museumspädagogik zu konzipieren.

Schmitt und ich hatten ein Konzept entwickelt, das wir »Soziale Nähe« nannten. Es ging um die Frage, wie man den Bezug vom Fremden zur Lebenswelt des Museumsbesuchers - insbesondere von Kindern - herstellt. Das war zum Beispiel das Prinzip der bereits erwähnten Wanderausstellung. Insofern war ich für den Bremer Museumsjob durchaus auch qualifiziert, ebenso für die Stelle in Tübingen, die ja die Position des Akademischen Oberrates mit der des Kustos zusammenführte.

Die Stelle in Tübingen war für beides ausgeschrieben?

Ja. Es gibt in Tübingen ja die völkerkundliche Sammlung. Die Stelle ist als Ratsstelle, als Beamtenstelle besetzt.

War Dein Arbeitsdeputat Halbe-Halbe ausgerechnet?

Ja. Aufgrund der Explosion der Studentenzahlen musste ich einerseits acht Stunden Lehre und andererseits eben die Kustodentätigkeit im Museum leisten. Die Sammlung musste in Ordnung gebracht werden, sie lag im Chaos. Und eigentlich sollte ich auch noch die Bibliothek machen. Da half mir aber im Grunde mein '68er Ruhm. Die Studenten meinten, das könnte man mir tatsächlich nicht zumuten, es müsse eine weitere Stelle her. Sie sind dann zu mir gekommen und sagten: »Gib uns doch mal den Schlüssel« - wir duzten uns zu der Zeit - »fürs Institut, wir müssen das besetzen.« Die haben das ganz geschickt gemacht und in der Fakultät und im Senat ganz gut vorgearbeitet, denn sie wollten eine weitere Stelle herausholen. Sie haben dann tatsächlich das Institut besetzt, um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen.

Wann war das?

1981. Dazu kam, dass der Hausmeister im Tübinger Schloss, dem Gebäude u. a. unseres Instituts, so töricht war, die Polizei zu rufen. Die hat aber vorsichtshalber beim Unipräsidenten angefragt, ob es denn wirklich nötig wäre, dass sie kämen. Der Präsident wiegelte natürlich ab und meinte: »Um Gottes Willen, bleiben Sie da, ich komme selbst.« Am nächsten Morgen haben wir dann alle unsere Forderungen vorgetragen, ganz unserer jeweiligen Position in der Hierarchie angemessen: Professor Barthel musste offiziell die Bibliotheksstelle verlangen, sein Assistent Matthias Laubscher hat um Mittel für die Bibliothek gebeten und ich habe zusätzliche Exkursionsmittel gefordert. Ich seh' das noch wie heute!

Es hat aber gewirkt, der Referent des Präsidenten schrieb einen Scheck nach dem andern aus. Wir haben alles durchgesetzt. Wir haben dann eine ganze weitere Stelle bekommen, die dann auch für die Bibliothek zuständig war.

Gab es vor Dir einen Kustos in Tübingen?

Nein. Um die Sammlung kümmerte sich immer der Assistent, und zwar in den Zeiten, in denen keine Studenten störten.

Interview vom 24.03.2008, durchgeführt in der Tübinger Privatwohnung von Volker Harms (Freigabe durch V. Harms am 02.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Also in den Semesterferien.

Wir kam es denn dann dazu, dass Deine Stelle eingerichtet wurde?

Das war kompliziert. Der letzte Assistent dieser Konstellation, Matthias Laubscher, war nicht ungeschickt. Er schaffte es, seine Habilitation in eine dauerhafte C2-Professur überleiten zu lassen. Dadurch musste aber die Kustodentätigkeit mit jemand anderem besetzt werden. Um den Gefahren der Stellenkassiererei zu begegnen, hatten sich Barthel und Laubscher ausgedacht, eine Ratstelle zu schaffen. Das geschah allerdings auch vor dem Hintergrund der Überlegung, dass Laubscher eine Reserve hätte für den Fall, dass die Überleitung nicht klappte. Das war ja noch völlig offen. Da Laubscher aber übergeleitet wurde, konnte eben die Ratsstelle ausgeschrieben werden. Ich habe mich drauf bewerben können und hatte eben dann diese Doppelqualifikation Museum und Lehre...

Was war Barthel für ein Mensch, für ein Ethnologe? Wie war die Situation, als Du in Tübingen ankamst?

Eigentlich sehr angenehm, sehr harmonisch. Witzigerweise hatte Barthel nicht unbedingt den Ruf eines angenehmen Chefs. Vielleicht war dieser Ruf sogar berechtigt. Es hatte wohl Spannungen sowohl mit seinem früheren Assistenten Hans Fischer als auch mit dessen Nachfolger Wolfgang Marschall gegeben.

Fischer war wohl sechs oder acht Jahre Assistent, bevor er den Ruf nach Hamburg erhielt. Danach kam Marschall. Ich selbst wäre fast früher hierher gekommen. Fischer wollte mich nämlich schon unbedingt 1967 in Hamburg loswerden und hat mich daher Barthel als Kandidat angedient. Aber die Stelle hat dann Matthias Laubscher bekommen.

Ich habe Barthel aber anders kennen gelernt. Vielleicht war das eine Art der Altersmilde. Wir sind sehr, sehr gut miteinander ausgekommen.

Welche inhaltliche und theoretische Ausrichtung vertrat Barthel?

Barthels Stil war es, schillernde Themen aus der allgemeinen Ethnologie - die ihn sehr viel mehr interessierten - so aufzubereiten, dass sie auch als einigermaßen attraktives, allgemeines Thema rüber kamen. Zum Beispiel Veranstaltungen mit Titeln wie »Die große Muttergöttin« oder »Krieg und Frieden«.

Er setzte also eher inhaltliche als theoretische Schwerpunkte?

Barthel interessierte sich ohnehin mehr für die Entzifferungsfragen, damals die aus der Altamerikanistik. Er hatte sich ja vorab mit der Entzifferung der Schrift der Osterinsel profiliert; das war auch der Grund, warum man ihn überhaupt nach Tübingen berufen hatte. Aber er interessierte sich sehr für transpazifische Kulturbeziehungen – über die sein Assistent Marschall sich dann sogar habilitieren musste.

Du bist Anfang der Achtziger nach Tübingen gekommen und 2006 ausgeschieden. Wie haben sich die Typen der Studierenden, die in das Fach grade hier in Tübingen herein kamen, in dieser Zeit verändert? Wie haben sich deren Motivationen verändert?

Anfang der Achtziger kam witzigerweise wieder jene Thematik en vogue, die wir in unserer Kritischen Universität in den Sechzigern wichtig fanden; angewandte Ethnologie im Sinne einer sehr kritischen Entwicklungspolitik. Dummerweise habe ich dazu auch Seminare angeboten – aber das war furchtbar, denn es kamen immer so zwischen achtzig und hundert Leuten. Damit kann man im Seminar aber nicht wirklich arbeiten. Es waren zwar sehr engagierte Leute dabei, die auch sehr ordentliche Papiere ausgearbeitet und auch ganz selbstständig gearbeitet haben – aber es war fürchterlich! Dann habe ich es nach und nach vermieden, das Wort »Dritte Welt« oder so in meinen Veranstaltungs-Ankündigungen auftauchen zu lassen. Ich habe mich dann in der Lehre wieder der materiellen Kultur zugewandt, damit ich mir wieder mehr Luft verschaffte. Denn die Studenten stürzten sich alle auf mich. Matthias Laubscher hielt sich da auch raus mit eher esoterischeren Themen, Barthel sowieso; und so blieb vor allem ich als Möglichkeit.

Das heißt, diese entwicklungspolitischen Themen haben damals die Leute angezogen?

Ja, die haben sie sogar eingefordert, aber wie gesagt: Ich hab sie nach und nach dann eher wieder runter gefahren, weil es mir einfach zu viel wurde und auch zu sehr anstrenge. Ich musste mich ja auch in Sachen hinein arbeiten, von denen ich eigentlich gar nicht genügend Ahnung hatte, etwa in Bauernrevolutionen in Lateinamerika. Und ich konnte nicht mal Spanisch! Das war dann schon gefährlich.

Anfang der Achtziger waren die Studenten also eher politisierter.

Interview vom 24.03.2008, durchgeführt in der Tübinger Privatwohnung von Volker Harms (Freigabe durch V. Harms am 02.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Es gab aber auch so'ne Art Esoterikboom, wobei es mehr um Träume ging. Da gab es solche Zirkel, die sich trafen und ihre Träume erzählten. Manchmal hat sich das auch gesteigert, einer ist sogar 'ne Zeit lang in der Psychiatrie gewesen. Na ja, vielleicht war es gar nicht so schlimm, aber er wohnte auf einem schwäbischen Dorf und hockte dort völlig nackt vorm Feuer und meditierte.

Wie wäre die Veränderung des Tübinger Instituts nach der Emeritierung von Herrn Barthel und der Berufung von Frau Stellrecht und Thomas Hauschild zu beschreiben?

Von einem sehr freizügigen, offenen Curriculum, wo jeder in seinen Spezialbereichen Dinge anbot und organisierte, hin zu einer sehr intensiven Strukturierung des Studiums. Gleichzeitig eben die Schaffung eines viersemestrigen Grundstudiums, in dem etwa Wirtschaft und Politik in einem Semester und Theorien und Methoden und Geschichte des Faches in anderen Semestern - und so weiter - unterrichtet werden.

Wo würdest Du denn die Vorteile und die Nachteile in dieser stärkeren Strukturierung sehen?

Ein Nachteil ist das Verschwinden des „frei schwebenden“, auch sehr engagierten Studiums, aus dem neue Ideen entstehen. Ich hatte beispielsweise, noch unter Barthel, einmal ein Seminar zum Thema »Minderheitenprobleme« angekündigt. Und eine Gruppe Frauen hatte dann eben Frauen als Minderheit zum Thema gemacht, und daraus haben sich dann weitere Initiativen entwickelt. Das haben sie ganz selbstständig gemacht.

Die Barthelzeit war geprägt durch eine offene, diskussionsreiche Atmosphäre, die natürlich auch, in der Tat, ihre Vorteile hat. Aber eben auch Nachteile... Das koppelte sich nicht zufällig auch mit diesen Esoterikgeschichten und diesen Traumdeutungen – Sachen, die mich fragen lassen, ob die Ethnologie das wirklich alles haben muss.

Ich habe immer wieder sehr früh versucht, über das Projektstudium die Dinge zusammenzufassen. Das Ausstellungswesen war sozusagen mein Spezialbereich in dieser Ära. Und das hat dann im Grunde auch das ergänzt, was Frau Stellrecht und Thomas Hauschild für sich beanspruchten. Ich vertrat neben einem Schwerpunkt in der Fachgeschichte der Ethnologie die Bereiche Materielle Kultur und Museumsfragen. Die hatten wir ursprünglich sogar als festen Bestandteil des Pflichtprogramms. Hinzu kam aber auch noch die Verpflichtung für die Studierenden, eine weitere Fremdsprache zusätzlich zu den Fremdsprachen zu lernen, die sie aus der Schule mitgebracht hatten. Damit wurde das Pflichtprogramm ziemlich voll befrachtet. So blieb aus meinen Feldern nur die Fachgeschichte als Pflicht, die anderen wurden Wahl-Veranstaltungen.

Zum Abschluss hätte ich ein paar Überblicksfragen: Ethnologie in Deutschland oder deutsche Ethnologie? Inwiefern gibt's denn so etwas wie 'ne deutsche Ethnologie, oder gibt's nur die Ethnologie in Deutschland, die der amerikanischen, der britischen und der in anderen Ländern ähnlich ist? Gibt es etwas spezifisch deutsches?

Mir will es so erscheinen, dass ich in meinem eigenen Studium so etwas wie eine deutsche Ethnologie noch stärker vorgeführt bekommen habe, sozusagen im Vergleich oder in Abgrenzung zur amerikanischen oder britischen Anthropology. Die französische Ethnologie hat in meinem Studium kaum eine Rolle gespielt. Einzelne meiner Mitstudenten mögen sich damit von sich aus beschäftigt haben. Rüdiger Jistel etwa, der später in Mainz weiter studiert hat, hat sich intensiv mit Lévi-Strauss beschäftigt.

Aber wir haben durchaus noch die Frankfurter Schule - weniger im Sinne von Frobenius, aber durchaus bezogen auf Ad. E. Jensen - und andererseits die Heidelberger Schule der Ethnozoologie in der Folge von W. E. Mühlmann nahe gebracht bekommen. Wir haben Thurnwald als Repräsentanten einer deutschen Ethnologie kennen gelernt und sogar noch die Kulturkreislehre und die historische Schule – allerdings im Grunde schon mit dem Blick, dass dies eben eine historische Tendenz und nicht mehr aktuell sei.

Auf jeden Fall gab es zu meiner Studienzeit nicht nur eine Ethnologie in Deutschland, sondern auch noch eine deutsche Ethnologie. Mir ist das dann so erschienen, als ob es sich mehr und mehr zur Ethnologie in Deutschland entwickelt habe und man sich sehr stark - je nach Neigung zu diesem oder jenem Bereich - spezialisierend auseinandersetzte und versuchte, die Diskussion in den Fachzeitschriften zu verfolgen. Adam Kuper hat dann den Unterschied zwischen der britischen und der amerikanischen Anthropology zu einem Gegensatz Europa/USA umgedeutet. So etwas nimmt man, glaube ich, jetzt stärker wahr als früher. Jedenfalls geht es mir so.

In meinem Regionalbereich, der Ozeanistik, haben wir heute eine eher europäische Orientierung, wir haben unsere europäische Vereinigung – während die nationale Ozeanistenvereinigung törichterweise fast inexistent geworden ist. Momentan sind sie gerade wieder dabei, sich aufzurappeln, weil sie sich an den Afrikanisten ein Beispiel nehmen. Die sind mit ihrer nationalen Fachorganisation sehr viel cleverer gewesen und haben inzwischen viele Ethnologiestellen mit Afrikaspezialisten besetzt. Das war, etwa während meines Studiums, nicht immer so.

Worin zeichnet sich denn eine europäische im Vergleich zur amerikanischen Perspektive aus?

Ich glaube wirklich, dass die Unterschiede nicht wirklich im Theoretischen liegen, sondern mehr im Organisatorischen. Ich würde lieber von einer Ethnologie in Europa sprechen als von einer deutschen Ethnologie. Über einen langen Prozess ist aus der Ethnologie in Deutschland eine Ethnologie in Europa geworden.

Welche theoretischen Strömungen siehst Du in der Gegenwart? Ist die Theorielandschaft heterogen?

Die Interpretative Anthropologie war eine sehr harte und selbstkritische Tendenz – vor allem mit der Writing-Culture-Debatte, die dann ziemlich dominierend mitdiskutiert worden ist, wenngleich sozusagen im Nachklapp.

Ivo Strecker hatte Stephen Tyler schon früh - noch zu Beginn der Postmodernen Anthropologie - nach Mainz geholt, und sich als Deutscher schon frühzeitig sehr intensiv dran beteiligt. Später haben sich auch Andere damit auseinandergesetzt, aber sie haben sich nicht an der Debatte mit eigenen Beiträgen beteiligt.

Ich selbst habe mich seit Mitte der neunziger Jahre auf den Auf- und Ausbau der Ethnologischen Abteilung im Tübinger kulturwissenschaftlichen Universitätsmuseum konzentriert und daran auch bis zu meiner Pensionierung im Jahre 2006 durch Ausstellungsprojekte im Projektstudium und die Publikation eines Führers durch diese Abteilung gearbeitet. Dabei habe ich die Theoriediskussion im Fach ein wenig aus den Augen verloren.

Was fällt Dir zum Bologna-Prozess ein?

Ich gehöre zu denen, die sagen können: »Drei Kreuze, mich erwischt es nicht mehr.« Das ist hier in Tübingen auch ganz ausgeprägt gewesen. Viele Kollegen haben auf ihr Geburtsdatum geguckt und gesagt, wenn wir's schaffen, können wir grade noch die Kurve kriegen.

Bologna ist hier sehr retardierend bearbeitet worden, nicht nur in der Ethnologie, sondern ganz allgemein in der Universität, insbesondere in den Kulturwissenschaften. Mühsam, mühsam, mühsam sind die Leute dann zum Jagen getragen worden, die von ihrer Generation her eben nicht sagen können: » Na ja, 2006 ist ohnehin Schluss, also warum soll ich mich damit beschäftigen?«

Das heißt eben auch, dass ich mitbekomme, wie man woanders mit Bologna auf unterschiedliche Weise umgeht. Ich finde, am geschicktesten haben sich die Marburger aus der Affäre gezogen. Die haben einen Verbund mit den Volkskundlern und Religionswissenschaftlern hergestellt und stützen sich sozusagen gegenseitig. Dort machen sie den Bachelor in dieser Dreierkonstellation, das find ich sehr klug.

Welche Veränderungen für das Fach erwartest oder befürchtest Du durch Bologna?

Ich weiß gar nicht, ob ich das befürchte. Ich fände es auch durchaus keine so schlechte Lösung, dass man sich mit andern zusammenschließt und den Bachelor breiter anlegt, als einen im Grunde kulturanthropologischen Bachelor. Wenn man es eben in dem Falle, wie in Marburg mit Religionswissenschaft und Europäischer Ethnologie zusammen macht, erscheint mir das als die plausibelste Form, aber es sind da sicherlich auch andere denkbar. Und ich würde das nicht unbedingt als negativ sehen, so.

Worin siehst Du die Kernbestände unseres Faches? Was macht für Dich das Fach aus, als - heute sagt man ja ökonomisiert - »Alleinstellungsmerkmal«?

Es ist wohl die kleinräumige, feldforschungsorientierte Methodik der teilnehmenden Beobachtung und die kleinräumige Sozialforschung. Und im Forschungs-Sachbereich würde ich glauben, dass es der Ethnologie gut täte, stärker wieder in die Archive zu steigen. Ich habe das leider selbst lange schleifen lassen, obwohl ich es früher intensiver gemacht habe. Da ist noch immer sehr Vieles nicht bearbeitet, etwa was die Missionarsarchive angeht, wie auch ganz viele andere, zum Beispiel die Verlagsarchive.

Mein persönliches Hobby ist jetzt stärker die Fachgeschichte der Ethnologie. Das ist wohl häufiger so, wenn man älter wird. Mich interessiert dabei vor allem die Zeit unmittelbar vor Beginn des Nationalsozialismus, also die zwanziger und frühen dreißiger Jahre, die Zeit des NS selbst und die Zeit danach bis in die späten fünfziger Jahre. Außerdem interessiert mich das Schicksal derjenigen deutschen und österreichischen Ethnologen, die wegen der NS-Herrschaft emigrieren mussten.

Aber die kleinräumige Forschung siehst Du als Kernbestand an?

Zunächst einmal ja. Ich habe selbst im Jahre 1987 kleinräumige Feldforschungen auf zwei Atollen des Inselstaates

Tuvalu im Südpazifik gemacht sowie auf den Inseln Wallis und Futuna. Hauptsächlich aber in Tuvalu, und zwar auf den Atollen Funafuti und Nukufetau. Es ging dabei um die Veränderungen in der materiellen Kultur durch die Einfuhr europäischer Materialien, zum Beispiel leerer Ölfässer, aus denen ziemlich genial ein gut funktionierender Umluft-Ofen hergestellt wurde. Das ist natürlich ausdrücklich nur als Beispiel zur Veranschaulichung gemeint! Meine Forschungsfragestellung war umfassender konzipiert.

Gleichzeitig muss man aber das konkrete Feld im Globalisierungskontext betrachten. Der hat sich mir selbst auf den Atollen aufgedrängt, und zwar in der Form völlig absurder Entwicklungshilfe-Projekte. Leute, die eloquent genug sind, bekommen ja oft die absurdesten Entwicklungsprojekte genehmigt und ziehen das dann auch durch. Die Leute in Tuvalu waren einfach sehr nett und sehr tolerant und fanden das irgendwie ganz witzig, dass da wieder so ein Palangi - so heißen da die Europäer oder Amerikaner - kam und irgendeine Merkwürdigkeit abwickelte. Ich hatte einiges fotografisch dokumentiert, als Form des globalisierenden Eingriffs. Andererseits ist die Situation dort aber auch tragisch, weil die Bewohner bald nicht mehr so leben werden wie zuvor, zumindest nicht auf diesen Atollen.

Worin unterscheidet sich das Fach denn dann von der Nachfolgedisziplin der Volkskunde, nämlich der Europäischen Ethnologie?

Ich bin nicht dafür, dass die allgemeine und vergleichende Ethnologie und die Europäische Ethnologie ineinander aufgehen. Auch gibt es da Unterschiede, die für mich in unterschiedlichen Zugangsweisen liegen. So denke ich, dass das, was Thomas Hauschild in und mit seinem Euromediterranen Raum macht, nicht Europäische Ethnologie in der Nachfolge der Volkskunde ist, sondern in den Bereich der allgemeinen und vergleichenden Ethnologie gerechnet werden sollte.

Ich habe keine Fragen mehr. Hast Du noch ein Thema, das Du gerne angesprochen haben wolltest?

Ja, die Frage der Fachgeschichte. Ich würde in der Tat ausführlicher diskutieren, dass wir die ältere und die neuere Fachgeschichte zusammenbringen sollten, um Kontinuitäten zu erkennen. Im Augenblick interessieren sich viele Kollegen für einzelne, kurze Epochen. Das wurde natürlich durch die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus losgetreten und ist etwa in Hans Fischers Buch¹ von 1990 über Ethnologie im Nationalsozialismus sehr stark vertreten. Er glaubt, man könne die zwölf Jahre separat betrachten. Das verzerrt natürlich Vieles. Andere Autoren, zum Beispiel Udo Mischek in seiner Dissertation von 2002 über Leben und Werk Günter Wagners (1908 –1952), haben sich, wie ich, längst dazu kritisch geäußert. Ich fände es sehr viel interessanter, die Fachgeschichte vernünftigerweise mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert beginnen zu lassen und dann mehr die Kontinuitäten in den historischen Bezügen über die Jahrhunderte hinweg als die Brüche herauszuarbeiten.

So haben die Museen das Fach lange Zeit theoretisch bestimmt. Das kommt mir mitunter ein bisschen zu kurz, aber es ist letztlich vielleicht doch auch mein ganz persönliches Hobby.

Die Fachgeschichte gerade in Deutschland wird ja tatsächlich häufig als eine Geschichte der Brüche repräsentiert; dass es daneben aber auch Kontinuitäten - etwa durch personale Netzwerke, Fragestellungen und Gegenstandskonturierungen - gibt, kommt häufig zu kurz.

Ja, das denke ich auch. Aber auch, wenn man Geschichte als Ideengeschichte betrachtet, gibt es Kontinuitäten, weil ältere Ideen später irgendwann wieder aufgenommen werden. Zum Beispiel die Erkenntnisse Georg Forsters. In einer Rezension zu einem Buch von Greg Denning habe ich mich dazu vor einigen Jahren schon geäußert². Die Kernproblematik Forsters von 1780 - die Frage nach dem Ethnographen, wer ist es, der beschreibt und was hat dieser für einen Hintergrund, um kritisch nachzuvollziehen, was er beschreibt - kommt zweihundert Jahre später wieder. 1980 schreibt dann Greg Denning, ein amerikanischer Ethnologe³, das Selbe und stellt das als ganz neue Erkenntnis vor. Und wird damit auch bekannt. Witzigerweise hat Denning aber insofern recht, als dass diese Erkenntnis, die die Writing-Culture-Debatte enorm beeinflusst hat, im 19. Jahrhundert völlig vergessen worden ist. Ideengeschichtliche Hintergründe dieser Art interessieren mich sehr.

Es ist natürlich klar, warum diese Erkenntnis Ende des 19. Jahrhunderts so gründlich vergessen worden ist: das hängt mit dem kolonialen Imperialismus zusammen. Wo man sich anmaßte, fremde Kulturen, wie Bastian es indirekt formuliert hat, zu betrachten wie Ameisenstaaten. Das ist nur aus der kolonialen und imperialistischen Haltung heraus

¹ Hans Fischer, *Völkerkunde im Nationalsozialismus*, Dietrich Reimer Verlag, Hamburg, 1990.

² Volker Harms: *Reflections on History and Ethnohistory (Denings The Death of William Gooch: A History's Anthropology)*, In: *Current Anthropology*, Vol. 41; No. 3; June 2000; pp 469-470.

³ Greg Denning: *Islands and beaches: discourse on a silent land; Marquesas 1774 - 1880; Honolulu, Hawaii: University Press of Hawaii, 1980.*

verstehbar. Einem Forster wäre so eine Ansicht wohl nicht passiert.

Heute steht die Ethnologie unter einem sehr starken Legitimationszwang. In Tübingen erlebe ich es sehr stark, wie sich die anwendbaren Naturwissenschaften auf Kosten der Kulturwissenschaften durchsetzen und eine Legitimationsproblematik in Gang setzen. Ich glaube, viele Kollegen wenden sich unter diesem Legitimationsdruck - im Grunde oft wider besseren Wissens - dieser Frage der Anwendbarkeit zu.